

## Aus Wissen und Leben

---

### *Neuere Literatur zum Neuen Testament*

Kurz angezeigt von Otto Kuss, München

#### *Zur neutestamentlichen Zeitgeschichte:*

Mit den praktischen »Grundrissen«, welche die Exegesen des Göttlinger Neuen Testaments jetzt ergänzen, soll offenbar – der Zielsetzung des »NT Deutsch« entsprechend – nicht die wissenschaftliche Literatur um ein neues Kurzhandbuch vermehrt werden, sondern es wird ein breiter Leserkreis angesprochen, der sich – aus Pflicht oder Neigung – mit bestimmten Teilgebieten im Umkreis des Neuen Testaments beschäftigen will. Lohses Arbeit<sup>1)</sup> wird diesen Absichten in vorzüglicher Weise gerecht: in einfacher Sprache werden die gängigen Themen einer neutestamentlichen Zeitgeschichte abgehandelt, zuerst das Judentum in den Kapiteln: Die politische Geschichte des Judentums in der hellenistischen Zeit, Religiöse Bewegungen und geistige Strömungen im Judentum zur Zeit des Neuen Testaments, Jüdisches Leben und jüdischer Glaube in der Zeit des Neuen Testaments; dann die hellenistisch-römische Umwelt des Neuen Testaments in den Kapiteln: Politik und Gesellschaft im Römischen Reich im ersten Jahrhundert n. Chr., Religiöse Bewegungen und geistige Strömungen in der hellenistisch-römischen Welt zur Zeit des Neuen Testaments, Die Gnosis. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis verweist auf die Quellen des Autors und gibt dem Interessierten zugleich Fingerzeige für eine noch intensivere Beschäftigung mit bestimmten Fragekomplexen. Das Kapitel über Qumran ist, wie es heute immer noch üblich ist, sehr, ja allzu umfangreich geraten; es wird hier allgemein wohl langsam Zeit, eine durch die verständliche Freude der Neuentdeckung immerhin beträchtlich verzerrte Perspektive zu berichtigen.

---

<sup>1)</sup> Lohse, Eduard: Umwelt des Neuen Testaments. (Grundrisse zum Neuen Testament, Bd. 1.) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1971. Gr.-8°, 224 S. Mit zwei Karten und zwei Übersichten im Anhang sowie einer Skizze im Text. – Engl. brosch. DM 15,80; Subskriptionspr. DM 14,20.

*Zur Hermeneutik:*

Ein »Überblick« über die »neue Hermeneutik«, der in Kösel's »Kleinen Schriften zur Theologie« vorgelegt wird<sup>2)</sup>, ist natürlich viel zu knapp, als daß man sich wirklich dauerhaft fördernde Erkenntnisse oder Wegweisungen erwarten dürfte, aber auch als Gegenstand von mancherlei Widerspruch könnte er durchaus nützlich sein. In beteiligtem Gespräch mit einer Reihe von philosophischen und theologischen Äußerungen zu dem schlechthin unerschöpflichen Thema »Hermeneutik« sind eine Reihe von Thesen erarbeitet, welche z. B. auch dem Faktor »Kirche« gerecht zu werden suchen. Mit Zustimmung liest man vieles, etwa: »Manche glauben, eher ernst genommen zu werden, wenn sie, statt ihre ›Meinung‹ zu sagen, ›hermeneutische Prinzipien‹ aufstellen« (18 A. 7). Aber gilt das nicht auch – wenigstens in etwa – für dieses Heftchen?

*Zur Exegese und Theologie der synoptischen Evangelien:*

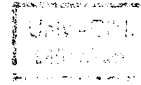
Das wesentliche Ziel der Studie von Carmignac über das »Vaterunser«<sup>3)</sup> ist nach seinen eigenen Worten: den Beitrag der Manuskripte von Qumran für die Auslegung des Vaterunsers nutzbar zu machen (5), aber in Wirklichkeit bietet er eine Art »Vaterunser-Handbuch«, eine überaus nützliche Übersicht über die wichtigsten Vaterunserauslegungen bis in die Gegenwart, mit Endurteilen freilich, denen man nicht immer zustimmen kann. Nach der Urgestalt zurückblickend, vertritt er z. B. die Auffassung: »Die Exegese des Vaterunsers kann nicht allein von der griechischen Textform ausgehen, sie muß notwendig dem semitischen Substrat eine große Bedeutung zumessen, und die Natur dieses semitischen Substrats kann mit einer hohen Wahrscheinlichkeit bestimmt werden: Jesus hat sein Gebet vermutlich in der von seinen Zeitgenossen verwendeten heiligen Sprache, dem Hebräischen, verfaßt, und der Evangelist Matthäus hat vermutlich gleichfalls einen Bericht in Hebräisch verfaßt, weil das die Sprache des Alten Testaments war, die seinem Zeugnis die größte Glaubwürdigkeit verschaffen konnte«

<sup>2)</sup> Stachel, Günter: Die neue Hermeneutik. Ein Überblick. (Kleine Schriften zur Theologie.) München, Kösel, 1967. Kl.-8<sup>o</sup>, 93 S. – Kart. DM 6,80.

<sup>3)</sup> Carmignac, Jean: Recherches sur le »Notre Père«. Paris, Letouzey, 1969. Gr.-8<sup>o</sup>, 608 S.

(52). Von hier aus diskutiert Carmignac erneut und unter Zuhilfenahme einer umfangreichen einschlägigen Fachliteratur die wichtigen Elemente des Vaterunsers, die insgesamt eine Art Kerntheologie der synoptischen Evangelien ergeben. Nach den Präliminarien und der Einzelanalyse stellt ein dritter Teil »Synthese« die Ergebnisse der weitausgehenden Studie zusammen. Eine Reihe von Anhängen (die französischen Übersetzungen des Vaterunsers; des Jesuiten Heller Aufsatz über »die sechste Bitte des Vaterunsers«; das berühmte Vaterunser – Kryptogramm (Pompeji); eine ausführliche Bibliographie) bieten noch wichtige zusätzliche Sonderinformationen.

Vergegenwärtigt man sich die einschlägigen Texte des Neuen Testaments zur Familie und Verwandtschaft Jesu, so ist es schwierig, sie mit bestimmten dogmatischen Interessen späterer Entwicklungen auszugleichen. Ein so einfacher Text wie etwa Mk 3,31: »Und es kommen seine Mutter und seine Brüder« (weiter VV. 32. 35 u. a.) würde freilich in keinem irgendwie denkbaren anderen Zusammenhang Auslegungsschwierigkeiten machen: es handelt sich um eine Mutter und die Söhne dieser Mutter, Jesus eingeschlossen. Die Überzeugung von einer Jungfrauengeburt Jesu, welche an sich ja weitere, auf natürliche Art gezeugte Brüder und Schwestern Jesu nicht unmöglich machen würde, die aber später zu der dogmatischen Erweiterung eines Glaubens an eine »immerwährende« Jungfräulichkeit der Mutter Jesu führte und damit allerdings eine neue Lage schuf, zwang eine auf solchem Boden stehende Exegese zu Überlegungen, wie das Dogma mit den widerspenstigen Texten in Übereinstimmung gebracht werden könne. Die Auswege, auf die man hier verfiel, sind allbekannt und gehören zu dem legitimen Standardreservoir katholisch-kirchlicher Apologetik. Die protestantische Stellungnahme, die ja keineswegs einheitlich ist, war in einer verhältnismäßig konservativen Spielform in dem vielbeachteten Aufsatz »Brüder und Vettern Jesu« im Jahre 1900 von Theodor Zahn fixiert und begründet worden: »Der Davidide Joseph hat sich mit Maria in keiner anderen Absicht verlobt, als sie nach einiger Zeit zum Eheweib zu haben. Durch die inzwischen eingetretene Schwangerschaft seiner Verlobten ließ er sich, nachdem er hierüber verständigt worden war, nicht abhalten, mit ihr als seinem Eheweib ein Hauswesen zu gründen. Aber erst nachdem Maria ihren ersten Sohn Jesus geboren hatte, hat



Joseph mit ihr die Ehe tatsächlich vollzogen und mit ihr die Söhne Jakobus, Joseph, Judas, Simon und außerdem noch mehrere Töchter erzeugt« (a.a.O. 362). Blinzler ist mit dem Fleiß und der Sorgfalt, die alle seine Arbeiten auszeichnet, der durch die Jahrhunderte gehenden und letzten Endes eben lediglich Glaubenspositionen explizierenden Debatte nachgegangen<sup>4)</sup> und rechtfertigt erneut die alte These: »Die sogenannten Brüder und Schwestern Jesu waren Vettern und Basen Jesu«, mit den Erläuterungen: »Bei Simon und Judas ging das Verwandtschaftsverhältnis zu Jesus über ihren Vater Klopas, der ein Bruder des heiligen Joseph und wie dieser Davidide war; der Name der Mutter ist unbekannt. Die Mutter der Herrenbrüder Jakobus und Joses war eine von der Herrenmutter verschiedene Maria; sie oder ihr Mann war mit Jesu Familie verwandt, aber die Art dieses Verwandtschaftsverhältnisses läßt sich nicht mehr ermitteln«. »Jesu Nährvater« ist »früh gestorben«. »Nach seinem Tod wird sich die heilige Jungfrau dem Haushalt ihres (ihrer?) nächsten Verwandten angeschlossen haben. Die gemeinsam mit Jesus aufwachsenden Kinder aus dieser Familie (diesen Familien?) wurden von der Bevölkerung als seine Brüder und Schwestern bezeichnet, weil es im Aramäischen keine andere Kurzbezeichnung dafür gab« (a.a.O. 145f.).

Die letzte Arbeit über die Taufe Jesu stammt von dem Wiener Neutestamentler Johannes Kosnetter aus dem Jahre 1936. Inzwischen ist exegetisch soviel »passiert«, nicht zuletzt im katholischen Bereich, daß nahezu alles einer erneuten Prüfung zu unterziehen ist, also auch die Berichte der Evangelien über die Taufe Jesu. Lentzen-Deis<sup>5)</sup> sucht sich der Problematik auf literarkritischem und gattungsgeschichtlichem Wege zu nähern. Eine Skizze der Auslegung führt in die heutige Fragestellung ein, nach einer Literar-Analyse der synoptischen Texte folgt auf die Darlegung des Sinnes der Johannestaufe eine Diskussion der verschiedenen Motive in der Szene nach der Taufe – Himmelsöffnung und Himmelsstimmen, Geistbegabung, Taubengestalt, Taufstimme –, die zurückgeführt werden auf die Gattung »Deute-Vision«. »Die Deu-

<sup>4)</sup> Blinzler, Josef: Die Brüder und Schwestern Jesu. (Stuttg. Bibelstudien, Heft 21.) Stuttgart, Kath. Bibelwerk, 1967. Kl.-8°, 158 S.

<sup>5)</sup> Lentzen-Deis, Fritzleo: Die Taufe Jesu nach den Synoptikern. Literarkritische und gattungsgeschichtliche Untersuchungen. (Frankfurter Theologische Studien, Bd. 4.) Frankfurt/M., Knecht, 1970. 8°, VIII, 324 S. – Paperback DM 48,-.

te-Vision faßt also in Erzählung und Rede, was in lebendiger Überlieferung von der historischen Wirkung des Tauf-Augenblicks weitergegeben wurde. Dieser Sinn gehört zum historischen Augenblick. Er wird nicht dadurch entwertet, daß er in einer bestimmten Gemeinschaft zu späterer Zeit und während der fortschreitenden Geschichte dieser Gemeinschaft tiefer erkannt wurde. Wo dieser Sinn nicht bedeutsam wird, ist der historische Augenblick belanglos. Für diejenigen, die mit ihm in Kontakt gebracht werden, bewirkt er Heil oder Verwerfung, je nach der Tiefe und der Art der Aufnahme, je nach Glauben oder Unglauben« (289). Die Objektivierung der Deutung der »Ereignisse« bei der »Taufe Jesu« in der Art, wie die synoptischen Evangelien sie beschreiben, ist also eine reine Spiegelung des Glaubens der Jesusgläubigen. Der Glaube an den – im Bereich »dieser Welt« auch damals »unsichtbaren« – göttlichen, heilsgeschichtlichen Sinn des spezifischen, Jesus betreffenden Taufgeschehens, das sich demnach als solches ganz gewiß in dem gewohnten Rahmen der Johannaufgabe wie sonst und bei anderen abgespielt hat, brachte eine Legende mit einer Deute-Vision im Zeitgeschmack hervor: »wir« glauben also auch hier an einen Glauben, sofern wir überhaupt eine theologische Auswertung versuchen. Die in solchen und ähnlichen Zusammenhängen immer wieder auftauchenden Worte »tief«, »tiefer«, »Tiefe« erklären wenig, sie machen den Nebel nur dichter: man sollte sie daher mit äußerster Zurückhaltung – oder noch besser: gar nicht verwenden.

Wenn Jesus als »Sohn Gottes«, »Menschensohn«, »Kyrios« bezeichnet wird, so handelt es sich um Versuche von Gläubigen, die ihnen in diesem Jesus begegnende »Wirklichkeit« mit Begriffen zeitgenössischen Glaubens zu erfassen; bei dem Terminus »Sohn Davids« wird darüber hinaus nahegelegt, hier sei ein nachprüfbarer historischer Tatbestand gemeint: Jesus von Nazareth stamme aus einer Familie, in welcher das Bewußtsein lebendig war, dem jüdischen Hause Davids blutmäßig anzugehören. In Auseinandersetzung auch mit Ferdinand Hahn, *Christologische Hoheitstitel*, Göttingen 1963, 242–279, geht Burger<sup>6)</sup> in seiner

---

<sup>6)</sup> Burger, Christoph: *Jesus als Davidssohn. Eine traditionsgeschichtliche Untersuchung.* (Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, Heft 98.) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1970. 8<sup>o</sup>, 185 S. – Ln. DM 32,-; kart. DM 28,-.

Dissertation der vielfältigen Verwendung des Titels »Davidssohn« in den Schriften des Neuen Testaments – etwa Röm 1,3,4; 2Tim 2,8; verstreut in Mk; Mt; Lk; Joh; Apok – nach und weist u. a. auf die Wertungsumkehrung hin, die dadurch entsteht, daß eine Hoheitsaussage, welche in einem »für sich« stehenden Titel »Sohn Davids« enthalten sein kann, durch die Gegenüberstellung zu dem Titel »Sohn Gottes« die Funktion einer Niedrigkeitsaussage bekommt. »Je stärker die Vorstellung vom Gottessohn entfaltet wird, um so mehr verliert das Bekenntnis zum Davidssohn an Bedeutung. Je weiter der Gedanke der Gottessohnschaft in das irdische Leben und gar in die Präexistenz Christi zurückgetragen wird, um so deutlicher wird die Überlieferung von Jesu Davidssohnschaft nicht mehr als Hoheitsaussage, sondern als biographische Angabe verstanden, bis sie schließlich einen neuen christologischen Sinn gewinnt und jetzt die irdische Niedrigkeit des ewigen Gottessohnes aussagt« (41). Es versteht sich von selbst, daß der Faktor »Jungfrauengeburt« in diesen theologisch-genealogischen Gedankengängen eine Rolle spielt.

*Zur Exegese und Theologie der paulinischen Hauptbriefe:*

Baumann beginnt seine Abhandlung, welche den zentralen Paulustext 1 Kor 1, 1–3,4 als »Mitte und Norm des Christlichen« verstehen will<sup>7)</sup>, mit einer Art Anekdote vom zweiten vatikanischen Konzil. »Sehen Sie« – bekannte ein afrikanischer Bischof in einem Gespräch während der dritten Sessio des zweiten Vatikanischen Konzils –, »wir sind gerade gut genug, um dem alten Europa zu helfen, mit sich selbst ins reine zu kommen. Weil es einmal einen Mönch von Wittenberg gab, der seine Probleme hatte, weil es einen Philipp den Schönen gab, der seine Ansprüche machte, und weil es den päpstlich-fränkischen Feudalismus gab, der sich Ewigkeitswert beimaß, deshalb sitzen wir hier und hören diese Debatten und helfen mit unseren Stimmen mit, an der in der europäischen Vergangenheit der Kirche verfahrenen Situation herumzuflicken und vielleicht da und dort die Tür zu einem Ausweg aufzumachen«. Und er fügte seiner Klage hinzu: »Was ich von diesem Konzil

<sup>7)</sup> Baumann, Rolf: *Mitte und Norm des Christlichen. Eine Auslegung von 1 Korinther 1,1–3,4.* (Neutestamentliche Abhandlungen, Neue Folge, Band 5.) Münster, Aschendorff, 1968. 8<sup>o</sup>, 319 S. – Ln. DM 48,-; kart. DM 44,-.

erwartet hätte, das wäre zu wissen: was ist relativ, was ist historisch bedingt – und was ist der Kern, was ist das Evangelium, wie ich es in unserem Kontinent zu verkünden habe?«<sup>1</sup>. Gewiß, solches hätte man erwarten können, wenn man sich nicht aus der Kirchen- und Dogmengeschichte belehren ließe, daß nichts so umständlich und schwierig ist wie eine angemessene Umschreibung des exakt Unaufgebbareren in bestimmten Konfliktsituationen, und wenn das zweite Vatikanum nicht die Ingangsetzung eines theologischen Atomisierungs- oder Verfallsprozesses bedeutet – denn die gutgemeinten Verlautbarungen wurden von einflußreichen bewegenden Kräften nicht als Fixum, als Endklärung, als Fundament angesehen und behandelt, sondern als Startpunkt für eine jetzt überhaupt erst beginnende Entwicklung –, dann wird die Frage nach »Mitte und Norm des Christlichen« als eine für den Fortbestand einer kirchlichen Verkündigung des »Evangeliums« wesentliche, immer wieder aus dem Gesamtbewußtsein des in der Gegenwart um »lebendigen«, nicht einfach tradierenden Glauben Sichbemühenden gestellt werden müssen. Baumann bezieht Stellung bei dem Text 1 Kor 1,1–3,4, in dem er Polemik nicht gegen »Gnosis«, sondern gegen eine Überschätzung des Charismas der Weisheitsrede erkennt, und in einer ausführlichen Exegese sucht er nicht ohne Glück unter Heranziehung einer umfassenden Literatur – in der auch bestimmte systematische Äußerungen nicht fehlen – die Bedeutsamkeit des Wortes vom Kreuz »als das entscheidende Wort des Apostels, die Mitte seiner Theologie« und daher »als die Mitte und Norm des Christlichen überhaupt« herauszuarbeiten. Das Unternehmen ist gelungen, soweit es sich um Exegese und paulinische Theologie handelt; die bewegenden, das gegenwärtige Kirchentum betreffenden Fragen, die der Autor am Schluß seiner Abhandlung stellt, scheinen freilich ein gar zu einfaches Weltbild vorauszusetzen: wenn das Neue Testament auf jeder seiner Seiten Grenzen zieht, Mißverständnisse abweist, »Andersglaubende« zu verurteilen nicht abläßt, sollte sich dann nicht auch für unsere Gegenwart schließen lassen, daß ein Suchen und Finden der Mitte mit mehr Risiko verbunden ist, als der Autor zuzugeben gewillt ist?

*Zur Theologie des Neuen Testamentes:*

Aus der Zusammenarbeit einer Reihe von katholischen Neutestamentlern unter Führung von Josef Schreiner ist ein Überblick über den theologischen Gedankengehalt des Neuen Testamentes entstanden, der recht nützliche Erkenntnisse zu einem wichtigen Bereich gegenwärtiger wissenschaftlich-religiöser Beschäftigung mit dem Neuen Testament vermittelt<sup>8)</sup>. Ein Band über das »Alte Testament« war vorausgegangen, und so versucht der erste Beitrag – gewissermaßen als einen Übergang schaffendes Verbindungsglied – »die neutestamentliche Botschaft und das alttestamentliche Gotteswort« erneut zu verknüpfen. Eine knappe Unterrichtung über »Sprache und Gestalt der neutestamentlichen Schriften« leitet zu den speziell »theologischen« Kapiteln über, in denen in einer – nicht völlig durchsichtigen – Anordnung die wichtigen Theologiekomplexe des Neuen Testamentes kurz und – jeweils mit einer praktischen und zu erwünschter Klarheit drängenden »Zusammenfassung« am Ende – in einer zumeist erfreulich einfachen und verständlichen Sprech- und Schreibweise dargestellt werden. Hervorhebung verdient auch das von Gerhard Dautzenberg zusammengestellte Literaturverzeichnis, das die umsichtig herausgesuchten Titel mit brauchbaren Kurzinformationen versieht. Auf dem langen Wege einer kritischen Versorgung des Nachholbedarfes im Bereich katholisch-kirchlicher Beschäftigung mit der »Schrift« für alle interessierten Leser wird mit dem Buch von Schreiner und seinen Team-Genossen für den gegenwärtigen Augenblick ein gutes Hilfsmittel angeboten. Fragen bleiben gewiß mehr als genug offen, und häufiger als einmal gewinnt der kritische Leser den Eindruck, daß ein Autor – bewußt oder unbewußt – auf halbem Wege stehen bleibt.

Es gehört zu einer realistischen Interpretation dessen, was »Offenbarung« dem Menschen anbietet, daß in der Gabe immer auch schon die darin enthaltene Gefährdung nicht übersehen wird. Selbst wenn also die Bibel – das Neue Testament und die von diesem Neuen Testament her neu ausgelegte heilige Schrift der Juden – zahlreiche Aussagen etwa über Ehe und Ehemöglichkeiten und Ehescheidung und Ehelosigkeit

<sup>8)</sup> Schreiner, Josef (Hrsg., unter Mitwirkung von Gerhard Dautzenberg): Gestalt und Anspruch des Neuen Testaments. Würzburg, Echter, 1969. 8<sup>o</sup>, 398 S. – Leinen DM 29,-.



macht<sup>9)</sup>, so kann angesichts der Abhängigkeit aller solcher Ansichten und Weisungen von bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen eine sachgerechte Aneignung des Offenbarungsgehaltes der Schrift nicht in einer schlichten Übernahme der Texte bestehen. Richtig also: »Ein direkter Rückgriff auf die biblischen Eheaussagen ist leider nicht statthaft«. Denn mag das grundlegende Verhältnis von Mann und Frau, in der geschlechtlichen Differenziertheit bestehend, auch konstant bleiben, so gilt doch weiterhin: »Die konkrete Form, in der sich Ehe abspielt, umfaßt verschiedene Bereiche des menschlichen Lebens; Ehe gehört zur Sphäre der Religion, des Rechts, der Gesellschaft und der Kultur. Diese Bereiche des menschlichen Lebens sind zeit- und umweltbedingten Änderungen unterworfen. Und weil die Ehe sich nie als Idee verwirklichen läßt, sondern immer in einem Lebensvollzug geschieht, darum kann sie von den veränderten Zeitumständen nicht unberührt bleiben« (12). Von einer solchen Grundeinstellung her sichtet der Autor die Anschauungen über »Ehe und Ehescheidung im Alten Testament und in der Umwelt des Neuen Testaments«, prüft die einschlägigen Texte der Evangelien und der Briefe, um dann knapp die »Ergebnisse« seiner Untersuchungen im Blick auf die Gegenwart zusammenzustellen (SS. 257–265). Daß es im Neuen Testament keine »systematisch aufgebaute Ehelehre« gibt (258), ist richtig, aber nicht weiter auffallend, da es nirgendwo im Neuen Testament über irgendein Thema eine »systematisch aufgebaute« Lehre gibt; Mk 10,1–12 mit der Forderung Jesu, »daß der Mensch die Ehe nicht scheiden soll«, »ein Hinweis auf den Ernst und die Größe der Ehe«, darf nicht in gesetzlichem Sinne mißverstanden werden (258), und der Eunuchenspruch bedeutet, recht begriffen, nicht eine »Höhereinschätzung der Ehelosigkeit«: sowohl Jesus wie auch – in gewiß anderem Sinne – Paulus stehen »positiv« zur Ehe. »Die katholische Auffassung der Ehe als Sakrament« ist, selbst wenn etwa an Eph 5,22ff. gedacht wird, »nicht begründbar« (260). Man gewinnt bei der Lektüre der Stellungnahmen zu den exegetischen Tatbeständen und ihrer Begründung den bestimmten Eindruck, daß von ei-

---

<sup>9)</sup> Baltensweiler, Heinrich: Die Ehe im Neuen Testament. Exegetische Untersuchungen über Ehe, Ehelosigkeit und Ehescheidung. (Abhandlungen zur Theologie des Alten und Neuen Testaments, Band 52.) Zürich usw., Zwingli, 1967. 8<sup>o</sup>, 288 S. – Ln. DM 24,60; brosch. DM 19,60.

ner konkreten kirchlich genormten Praxis her argumentiert wird; die Sorge, einem »gesetzlichen« Verständnis, das sich im Gegensatz zu dem, was der Autor Jesus und Paulus zutraut, bereits in Gemeindefraditionen fixiert hat, zum Opfer zu fallen, bleibt überall lebendig, aber es ist doch wohl nicht ausgemacht, ob hier nicht eher »Dogmatik« »biblisch« gerechtfertigt wird, als daß man Resultate unvoreingenommener Exegese erfährt. Z. B.: Jesus versteht die Forderung, daß die Ehe nicht geschieden werden soll, »nicht gesetzlich, sondern sie soll den wahren Gotteswillen enthüllen« (262) – aber eben diesen Gotteswillen muß doch wohl auch ein Tun anerkennen, und er muß doch wohl dann auch gepredigt und kirchlich-autoritativ »durchgesetzt« werden? –, und da auch Paulus – nach dem Autor – »das Herrenwort gegen die Ehescheidung nicht gesetzlich« versteht (s. 1 Kor 7,15), so könnte auch heute gelten: »Eine gesetzliche Handhabung des Ehescheidungsverbot im Namen des Evangeliums ist abzulehnen als eine nicht der eigentlichen Intention des Neuen Testaments entsprechende Lösung« (263) – die jeweilige soziologische Gesellschaftsstruktur ist als ein wesentliches Element sachgerechter Auslegung maßgebend einzuschalten. Das scheint einleuchtend und klingt modernen Ohren recht angenehm und vertraut, aber der Verdacht regt sich, es werde hier einfach das Wort der Schrift nach seiner Gültigkeit von dem jeweiligen Zeitgeschmack her bestimmt: wozu dann eigentlich – so könnte ein Böswilliger weiterargumentierend fragen – überhaupt die Mühe einer Umsetzung anderslautender Texte, wenn zum Schluß sowieso herauskommt, was wir heute alle wissen und wollen? Daß Jesus (vgl. auch Mt 19,10ff.) und Paulus (1 Kor 7,7) ehelos gelebt haben und daß mit der jeweiligen Begründung – denn es handelt sich bei beiden um eine reflektierte Ehelosigkeit – auf eine grundlegend verwandelte Situation hingewiesen wird, bekommt in der Untersuchung seinen Platz, doch für Jesus gilt: »Eheuntauglichkeit um des Reiches Gottes willen meint nicht einfach Ehelosigkeit als Opfer und Verzicht, sondern stellt einfach fest, daß die Freude am Reich Gottes so groß werden kann, daß daneben alles andere unbedeutend wird, auch die Lebensordnung der Ehe« (264) – aber ist das alles wirklich so »einfach«? –, und bei Paulus ist zu berücksichtigen: »Seine Hochschätzung der Ehelosigkeit ist also rein eschatologisch bedingt und hat nichts zu tun mit einer wesensmäßigen Bewer-

tung« (264). Eine nachdenkliche Bemerkung, die dem Ungewöhnlichen, Anstößigen, Nichteingliederbaren, Paradoxen im Neuen Testament vom Standpunkt eines entschiedenen Protestanten (auch im Sinne des betont Nichtkatholischen) gerecht zu werden sucht, soweit es dem Thema des Buches entspricht, steht ganz am Schluß: »Daß sich im Protestantismus eine Überbewertung des Ehestandes breit machen konnte, ist dem Schwund des eschatologischen Bewußtseins zuzuschreiben. Es scheint, daß die Einschätzung der ehelos lebenden Gemeindeglieder in den protestantischen Kirchen einen untrüglichen Gradmesser darstellt für die Rolle, welche die Endzeit in unserem Glauben spielt« (265).

*Paulus:*

Geht man von den Resultaten liberal-protestantischer »Jesusforschung« aus, so ist es eigentlich für einen modernen Juden kaum schwierig, Jesus – in einem solchen Verständnis, also mit den erheblichen Reduktionen auf einen »historischen Jesus« und mit entschlossener Abtragung des gesamten »ideologischen Überbaus« – in sein eigenes religiöses Weltbild einzuordnen, gar nicht mehr polemisch und protestierend, sondern eher zustimmend und bewundernd, auch wenn man bei dem Konventikelprediger aus Nazareth eine Art – wenn man so will: prophetischen – Einzelgängertums und eine übertriebene establishment-fremde Kritik für im Grunde unrealistisch oder gar unjüdisch ansehen müßte. Erheblich schwieriger ist es, den »Völkerapostel« Paulus aus jüdischer Sicht »positiv« zu beurteilen, und wenn sich der jüdische Schriftsteller Ben-Chorin nach seinem dilettantischen Jesusbuch daran macht, ein ebensolches Paulusbuch<sup>10)</sup> zu schreiben und den Apostel in das Judentum »heimzuholen«, konnten ihm die gefährlichen Klippen nicht verborgen bleiben, denn schließlich ist die Entscheidung des Paulus, vom Judentum her gesehen, ein Abfall von der letztlich allein gültigen Kundgabe Gottes. Ben-Chorin will die Geschichte des Paulus deshalb gutmütig und vermittelnd »die Geschichte einer tragischen Verfehlung« nennen, und fragt: »Wer könnte hier noch von Recht und Unrecht, von Schuld sprechen?« (212). Das kleine Buch über Paulus –

---

<sup>10)</sup> Ben-Chorin, Schalom: Paulus, Der Völkerapostel in jüdischer Sicht. München, List, 1970. Kl.-8<sup>o</sup>, 240 S. – Ln. DM 16,80.

es sind eher Betrachtungen eines modernen Palästinajuden, der sich religiös und weltanschaulich in dem neuen Zionistenstaatsgebilde in mancher Hinsicht isoliert vorkommt – ist in vier Monaten im Jahre 1969 geschrieben worden und verdankt seinen Ursprung auch dem Gefühl einer Schicksalsverwandtschaft mit seinem Helden. »Die besondere Affinität zu der Gestalt des Paulus erwuchs mir primär aus seinem Leiden am Gesetz. Wer nicht den Versuch gemacht hat, sein Leben unter das Gesetz Israels zu stellen, die Bräuche und Vorschriften der rabbinischen Tradition einzuhalten und zu praktizieren, der wird Paulus nie verstehen können. Christliche Theologen von Augustinus über Luther bis zu Karl Barth und weiter haben diese Situation nie erlebt. Ich habe sie erlebt. Ich habe versucht, das Gesetz in seiner orthodoxen Interpretation auf mich zu nehmen, ohne darin das Genügen zu finden, jenen Frieden, den Paulus die Rechtfertigung vor Gott nennt« (10). Und der aus Deutschland stammende, auf deutsch denkende und schreibende Jude, der freilich seit langem in Jerusalem ansässig ist, meint, in ganz besonderer Weise den auf griechisch denkenden und schreibenden Diasporajuden Paulus verstehen zu können, auch wenn er ihm seine letzte Entscheidung nicht abzunehmen gewillt ist. Der kritische Leser wird dieses sympathische Konglomerat von Anmutungen nicht ganz ohne Gewinn lesen, für viele andere kann es freilich zu einer Versuchung werden, auf dem Wege in die totale Verwirrung ein gutes Stück weiter voranzukommen.

Hans-Werner Bartsch hat sich – von bestimmten Gegenwarterschei-  
nungen her kommend – bemüht, die Abfassung des Römerbriefes aus dem Bestreben des Paulus zu erklären, einen Ausgleich zwischen einer heidenchristlichen Gruppe mit antisemitischen Tendenzen und einer judenchristlichen Gruppe innerhalb der römischen Christenheit herbeizuführen (H.-W. Bartsch, *Paulus und die Juden / Zur Auslegung des Römerbriefes*, in: *Kirche in der Zeit / Evangelische Kirchenzeitung Düsseldorf* 20 [1965], 310–316; ders., *Die antisemitischen Gegner des Paulus im Römerbrief*, in: *Eckert-Levinson-Stöhr, Antijudaismus im Neuen Testament? / Exegetische und systematische Beiträge*, München

<sup>11)</sup> Bartsch, Hans-Werner: *Anklage: Brandstiftung. Leben und Tod des Paulus von Tarsus*. Wuppertal-Barmen, Jugenddienst-Verlag, 1969. Kl.-8°, 99 S. – Kart. DM 5,-.

1967, 27–43). In der Brandstiftungsbroschüre<sup>11)</sup> versucht der Autor seine Überzeugungen in einer pseudoromanhaften Einkleidung jungen Leuten von heute anzubieten, jetzt auch »unter gesellschaftspolitischem Blickwinkel«, wie sich das gehört. Mit dem Kommunarden Teufel und einem Kaufhausbrand fängt es an, und über mannigfache durchaus gezielte Aktualitäten wird an einem fingierten Fund von Briefen eines Senators Cornelius Tiber, des Clemens von Rom, des Ältesten der judenchristlichen Gemeinde in Rom, der »Synagoge vom Janiculus Berg«, Aaron, die jeweils zeitgerecht und unter jeweils anderem »gesellschaftspolitischem Blickwinkel« wieder kommentiert werden von einem Nachkommen des Clemens aus dem vierten Jahrhundert und von einem skeptischen faschistischen Professor und seinem musso- linibegleiteten Sohn, ein Paulusbild entworfen, das offenbar für »Leute von heute« bestimmt ist. Man liest das mit verwundertem Vergnügen und weiß natürlich, daß, sobald man solches sagt, der mahnende Zeigefinger des gewiß in jeder Hinsicht gut und besser, als es nach diesem Heft den Anschein hat, unterrichteten Autors droht. Aber wie soll man sich anders verhalten, wenn man etwa erfährt, daß »der Älteste der Synagoge vom Janiculus Berg, Aaron« dem »Ältesten Clemens«, der sich, wie Bartsch dichtet oder phantasiert, bei drohender Verfolgung mit der Familie in sein Landhaus in Puteoli abgesetzt hat, in einem Schreiben mitteilt, Paulus habe seinen Rat, nunmehr die Mission in Spanien aufzunehmen, »fast entrüstet« abgelehnt mit den Worten: »Wie kann ich das Gottesreich in Spanien verkündigen, wenn es hier selbst unter denen nicht verwirklicht ist, die es glauben und würdig vertreten sollen?«. Auch wenn man sich nach Kräften die enormen Schwierigkeiten vergegenwärtigt, die einer didaktischen Aktualisierung biblischer Gehalte zur Zeit entgegenstehen, bleibt ein peinliches Gefühl: Geht einer mit solch wüstem Zweckdichten nicht doch massiv an dem vorbei, worauf es ankäme?

#### *Aufsatzsammlungen:*

Wo Exegese den Absichten des Neuen Testamentes nahe bleibt, wird sie sich immer fragen und fragen lassen müssen, »was sie für den Glauben austrägt« (7). Antwort hierauf zu geben, ist auch die Absicht der Erwägungen, welche Günter Klein in einem Sammelband »Ärgernis-

se«<sup>12)</sup> vorlegt. »Wunderglaube«, »Taufe«, »Bekenntnis«, »Frieden«, »Moralischer Notstand«, »Totengedenken« – solche Themen hebt der Verlag auf dem Umschlag hervor, und bei allen diesen Problemen sucht sich der Autor einen Weg vom Neuen Testament bis zu dem sog. »modernen Menschen« zu bahnen, in einer häufig ressentimentgeladenen, an einen Prediger erinnernden Sprache und Darstellung, welche sich durch forcierte Entgegenstellungen die Auseinandersetzung häufig leichter macht, als einer sachgemäßen Argumentation zuträglich ist. Es ist freilich im Trend modernisierender »Anpassung« kaum etwas Neues, wenn die »Wunder« des Neuen Testaments »entwundert« und zu Aussageformen relativ einfacher, gewiß aber leicht weniger mißverständlich und nicht notwendig nur auf dem Umweg über massiven Aberglauben ausdrückbaren Tatbestände reduziert werden (etwa: bei dem Wunder der Jungfrauengeburt geht es nicht um die biologischen Ursprünge, sondern lediglich um die Einzigartigkeit Jesu: 49f.; »Die Geschichte von dem wunderbaren Fischzug ist« »das in ein Gleichnis gekleidete Ja des Glaubens zu dem Wunder, daß Gott durch die Predigt unscheinbarer Menschen den Glauben in den Hörern wirken will: 49; usw.), und wenn die Frage nach der Heilsnotwendigkeit der Taufe mit einem »nein und ja« beantwortet wird, so setzt sich allem Anschein nach eher reformatorisches als paulinisches Glaubensbewußtsein durch. Die Schwierigkeit, in der konkreten Gegenwart lebendig die Botschaft des Neuen Testaments zu erfassen und sich wahrhaftig anzueignen, wird von dem ehrlich sich mühenden Autor nirgendwo verleugnet, und eben das macht die Lektüre des wohl keineswegs präventiös gemeinten Büchleins auch für den gewinnbringend, der – von ähnlichen Sorgen bewegt – dennoch andere Wege sucht.

Wenn Heinrich Schlier eine Reihe von Aufsätzen – überwiegend aus dem letzten Jahrzehnt, das auch er, was die katholische Theologie betrifft, als einen »Dambruch« charakterisiert – in einem Band »Das Ende der Zeit« – nämlich: »Gott hat das Ende der Zeit, das der Anfang Seiner Zeit ist, in dem Einbruch Seiner Liebe, die er in Jesus Christus erweist, gesetzt« (13) – zusammenstellt<sup>13)</sup>, versucht er zu Beginn den Standort seiner Darlegungen durch drei Voraussetzungen zu präzisie-

<sup>12)</sup> Klein, Günter: Ärgernisse. Konfrontationen mit dem Neuen Testament. München, Kaiser, 1970. Kl.-8°, 203 S. – Brosch. DM 15,-.

ren: 1. »daß Gott sein Geheimnis zugänglich gemacht hat, indem er sich konkret in Jesus Christus geoffenbart hat« (9), 2. »daß es eine geschichtliche Überlieferung der Offenbarung gibt, die exklusiven und normativen Charakter hat« (10), und 3. daß »die vorliegende Exegese« sich als »geschichtlich sich vollziehende und deshalb ›kirchliche‹ Auslegung« versteht und daß also das Neue Testament »nicht schon durch historische Fragestellung und Anwendung historischer Methoden« in seiner Aussage aufgeheilt wird (11). Das wird in 18 Beiträgen exemplifiziert, welche fast die ganze Breite der neutestamentlichen Theologie ausmessen. Schlier, von dem erst kürzlich geschrieben wurde, daß man seinen Übertritt zur römisch-katholischen Kirche »heute im nachkonziliaren Zeitalter als einen Anachronismus ansehen« könne, so sehr mit seiner Entscheidung »die Frage nach der Bedeutung des Verhältnisses von Glaubensregel und Schrift, von Tradition und Interpretation für das, was christlich ist«, »so in aller Schärfe gestellt« sei (Martin Rese, in: Verkündigung und Forschung 2 (1970), 84), war von seiner Konversion her inmitten der gegenwärtigen Verwirrung »existentiell« genötigt, erneut darüber nachzudenken, was denn nun im Ganzen der vielfältigen konkreten christlichen Glaubenspositionen das Unverwechselbare, das Spezifische, das Nichtaufzugebende, besser noch: das gegenüber allen anderen Konkretionen Einzig-Richtige des römischen Katholizismus sei, und mit der Formel vom »bleibend Katholischen« schien er das einfangen zu wollen, ohne daß man sich immer gleich ein Bild machen konnte, was er denn nun darunter verstehen wollte. In dem Beitrag »Das bleibend Katholische. Ein Versuch über ein Prinzip des Katholischen« erläutert er jetzt diese seine Vorstellung, und wenn man durch eine gewisse literarische Verschlüsselung (z. B.: eines der tragenden Prinzipien der katholischen Glaubensaussagen muß charakterisiert werden »als konkretes Prinzip entschiedener Entscheidung«: 299f.) hindurchzusehen sucht, entdeckt man eine Reihe höchst wichtiger, freilich dem Zeitgeschmack einer Trend-Theologie nicht sehr willkommener Dinge, die man in der Tat bisher als wesentliche Charakteristika des »Katholischen« – oder bei der auch für Nichtsagendes verwendbaren Anwendung des undeterminierten Terminus besser: des

<sup>18)</sup> Schlier, Heinrich: Das Ende der Zeit. Exegetische Aufsätze und Vorträge III. Freiburg usw., Herder, 1971. 80, 320 S. – Ln. DM 40,-.

»Römisch-Katholischen«, so wenig ökumenisch und so penetrant konfessionell das nun auch wieder klingen mag – angesehen hat. Man sollte diesen Aufsatz recht genau studieren und nicht überhören, wie oft sein Verfasser, der in den »Unterscheidungslehren« jedenfalls in besonderer Weise erfahren ist, sich gezwungen sieht, explizit oder implizit zu konstatieren, daß »auch schon im katholischen Bereich« Entwicklungen vor sich gehen, die zuletzt auf eine Verfälschung des »Bleibend-Katholischen« nach seinem Verständnis hinauslaufen. Man muß dem Autor, was seine Entscheidung angeht, gar nicht zustimmen, aber es ist doch überaus wohltuend, daß hier die Kategorien nicht durcheinandergebracht werden, daß nicht »biblisch« genannt wird, was eben »bloß« »modern« oder »modernistisch« ist, daß nicht als »Fortschritt« gepriesen wird, was schlicht »Aufgabe« oder »Alteration« oder »Verleugnung« oder »Anpassung durch Verrat« oder »aggiornamento durch Verwerfung der Tradition« ist. Man könnte von einem etwas anderen Standpunkt her die berechtigte Kritik Schliers kurz – und vielleicht sogar sträflich undifferenziert – so formulieren: Empörend ist schließlich nicht, daß jemand nicht mehr »glaubt« – nichts ist vielmehr verständlicher, und nicht erst heute –, aber es ist sehr unrecht, in solchem Falle seinen »Unglauben« oder sein »Nichtglauben« oder sein »Andersglauben« als »biblisch« oder gar als »katholisch« aufzuputzen.